

Ermöglichende und verhindernde Ausdrucksformen von ästhetischen, sprachlichen und wissenschaftlichen Artikulationen

GABRIELE WEISS

Klaus Mollenhauer hat mehrfach eine Seite der ästhetischen Bildung metaphorisch als „ästhetische Alphabetisierung“ bezeichnet (Mollenhauer 1990: 481). Was ist damit gemeint? Eine Einführung in die Sprache der Kunst? So könnte man es nennen, wenn es dabei um Lesbarkeit und „um eine Art ‚Sprachfertigkeit‘ im Hinblick auf Zeichen anderer Art“ (ebd.: 485) geht. Sprachfertigkeit im allgemeinen Sinn von Ausdruck wird im Folgenden „Artikulation“ genannt. Sie umfasst im Ästhetischen die Fähigkeit, sich in expressiven Akten ausdrücken zu können und Kunstwerke als solche lesen zu können. Alphabetisierung bezieht sich auf eine Fähigkeit, artikulierte Ausdrücke zu codieren und zu decodieren. Kunst bzw. Künstlerisches wird damit zu einer (anderen) Art von Sprache oder artikuliertem Ausdruck. Betrachtet man Kunst demgegenüber als das Andere von Sprache, erscheinen ihre produktiven wie rezeptiven Verfahren nicht vermittelbar. Alphabetisierung wäre dann nicht nur eine Reduktion der ästhetischen Bildung, da ästhetische Erlebnisse an der Grenze des Sprachlichen stattfinden, sondern Alphabetisierung könnte unter dem Verdacht stehen, ästhetische Erlebnisse zu verhindern. Eine bestimmte Sprachfertigkeit im Ästhetischen könnte das, was sie ermöglichen soll – ein ästhetisches Erlebnis –, gleichzeitig verhindern.

Kunstwerke und deren ästhetisches Erleben entziehen sich insofern der Sprachlichkeit, als sie zwischen Verstehen und Nicht-Verstehen nicht zur Ruhe kommen. Wenn Kunst so verstanden wird, dass in ihr etwas zum Ausdruck gebracht werden kann, was sich sprachlich nicht ausdrücken lässt, so kann dieser Ausdruck dem Rezipienten dennoch etwas sagen und funktioniert da-

mit *wie* Sprache. Es geht also im Folgenden nicht um ästhetische Sprachen, sondern um das Sprachliche am Ästhetischen, was das Ästhetische an der Sprache hervorheben soll.

Mollenhauer benennt die die Sprache unterlaufenden und dennoch sprechenden ästhetischen Artikulationen u.a. als ‚metaphorische Ausdrücke‘, ‚egologische Sätze‘ oder ‚idiosynkratische Geschichten‘ (vgl. Mollenhauer 1990). Für deren Entstehen allerdings ist ästhetische wie sprachliche Alphabetisierung insofern ermöglichend, da, um Ausdruck, Sätze und Geschichten unterlaufen zu können, diese zuvor vorhanden sein müssen, um dann „das kontingente Selbst in Metaphern zur Sprache zu bringen, und zwar so, dass sie die idiosynkratischen Geschichten des je anderen Selbst berühren“ (ebd.: 493). Die Ermöglichung, die gleichzeitig als Verhinderung auftritt, erscheint wiederum als Widerstand notwendig, um Veränderung herauszufordern. So ergibt sich eine spiralförmige Bewegung vom notwendigen Spracherwerb ausgehend, welcher mit dem Geläufig- oder Selbstverständlich-Werden eingeschränkt und Subversion in Form von Idiosynkrasien herausfordert, die dennoch einen Anknüpfungspunkt brauchen, um das je andere Selbst – das eigene wie das des Anderen – zu berühren. Aufgrund einer Unterlaufung von Konventionen behält ästhetische oder künstlerische Originalität im Gegensatz zur Überschreitung Strukturen des zu Unterlaufenden bei und hat dadurch Berührungspunkte mit dem Vorhandenen. Dieser Figur der Ermöglichung, gleichzeitigen Verhinderung und damit einhergehenden Herausforderung der Subversion soll nachgegangen werden in Bezug auf Kunst, Sprache und Wissenschaft. Anhand Humboldts *Ästhetischer Versuche* und seiner Gedanken zur Sprachphilosophie soll diese Figur in beiden Bereichen geborgen werden. Für den Bereich der Wissenschaft soll mit Ludwik Fleck gezeigt werden, wie auch dort eine unerklärliche Entstehung, eine sich verselbstständigende Tradierung und schließlich deren Veränderung die Sprache der Wissenschaft bestimmt.¹

Ästhetische Versuche – wie die Wirklichkeit anders wirklich wird

Humboldts *Ästhetische Versuche: Über Goethes Herrmann und Dorothea* sind ihm unter der Hand zu einer Philosophie der Kunst geworden und er wünscht sich einen Leser, „welcher durch die Werke der Kunst seinen Geschmack und [...] seinen Charakter zu bilden wünscht“ (GS II: 120). So lautet Humboldts unter eine unbestimmte Bildungsintention gestellte Frage: „Wie

1 Über die hier explizierte Figur hinaus lassen sich wenig andere Parallelen oder Zusammenhänge der beiden Autoren finden. Zwar gäbe es Ansätze der Figur in der Wissenschaft bei Humboldt, wenn er den Historiker beschreibt; von den wissenschaftstheoretischen Überlegungen Flecks sind diese aber weit entfernt.

sind ästhetische Wirkungen durch den Künstler möglich“ (ebd.: 318)? Der frühe Humboldt benennt „ästhetische Wirkungen“ noch mit dem Ausdruck „Ästhetisches Gefühl“, wobei er sofort betont, dass dieser Begriff gemeinhin nur einen Teil der noch zu bestimmenden Fähigkeit beschreibt, nämlich in den sinnlichen Eindrücken Allgemeinheiten wie Harmonie und Symmetrie zu bemerken (GS I: 56). Blicke man derart einseitig, dann wäre das Subjekt zu rein passiver Empfänglichkeit degradiert und die Schönheit läge in den die ästhetische Wirkung auslösenden Dingen. Damit ließe sich ein Kanon ästhetischer (bzw. schöner) Eigenschaften erschließen und einer Alphabetisierung stünde nichts mehr im Wege. Die Folge wäre eine sich immer mehr vervollkommnende und damit einseitig erstarrende Ausdrucksweise.

Aber Humboldt will mit dem „Ästhetischen Gefühl“ mehr benannt wissen als reine Empfänglichkeit. Es sei eine Fähigkeit „sinnliche Vorstellungen mit aussersinnlichen Ideen zu *verknüpfen*, aus den sinnlichen Eindrücken allgemeine Ideen zu ziehen, die nicht mehr sinnlich sind, die Sinnenwelt als ein Zeichen der unsinnlichen anzusehen, und aussersinnlichen Gegenständen die *Hülle* sinnlicher Bilder zu leihen“ (GS I: 56, Hervorh. G.W.). Im Zitat wird eine vierseitige Matrix ineinander verschoben: Ein aktiver Part besteht in der Ideenproduktion und ein passiver in der Aufnahme von sinnlichen Eindrücken. Betont man zu sehr Gefühl, Empfindsamkeit oder Empfänglichkeit auf Seiten des Subjekts, dann steht im Hintergrund, was die aktive Produktivität, tätige Fähigkeit, dynamische Kraft an der *Einbildungskraft* ausmacht: *Verknüpfen*. Diese verbindende Funktion der *Einbildungskraft*, der *Verknüpfung* des Sinnlichen mit dem Unsinnlichen ist es, die Sprachphilosophie und Ästhetik vergleichbar macht in ihren Produktionen, d.h. im Prozess der Entstehung, im Produkt und dessen Wirkung im Rezipienten. Ein Wort – meint Humboldt – hat „insofern mit einem Kunstwerk Ähnlichkeit [...], als es durch eine sinnliche, der Natur abgeborgte Form eine Idee möglich macht, die ausser aller Natur ist“ (GS III: 169).

Die *verknüpfende* Funktion der *Einbildungskraft* äußert sich zweifach: Einerseits können rezeptiv durch sinnlich wahrnehmbare Formen unsinnliche Ideen „erhalten“ oder „erinnert“ (GS I: 56) werden – die unscheinbare Differenz wird noch entscheidend. Andererseits ist uns die Kraft gegeben, mit der wir unsinnliche Gegenstände (Vorstellungen oder Ideen) sinnlich darstellen können durch Bilder und Töne z.B. (vgl. GS I: 56f.) oder durch Sprache. Dieses *produktive* Vermögen der *Einbildungskraft* schafft den außer- oder unsinnlichen Vorstellungen eine sinnliche *Hülle* (vgl. Schmitter 1982: 46f.). Mit der Betonung einer *Hülle* soll deutlich werden, dass in diesem Fall Sinnliches und Unsinnliches getrennt voneinander gedacht werden können. Eine derartige Darstellung nennt Humboldt „charakteristisch“ im Unterschied zu „schön“. „Bei dem, was charakteristisch ist, *hüllt* sich gleichsam die unsinnliche Idee in die, den Sinnen erscheinende Gestalt“ (WvH an K: 16, Hervorh. G.W.).

Der – im wahrsten Sinne des Wortes – „Ausdruck“ einer vorhergehenden Idee wird absichtlich gesucht und ahmt nach, was schon vorhanden ist. Das *rezeptive* Pendant zum produktiven „Hüllen“ nennt Humboldt „Erinnern“. „Ein sinnlicher Gegenstand kann eine Gestalt haben, die [...] an etwas Unsinnliches erinnert. Alsdann ist er charakteristisch“ (ebd., Hervorh. G.W.). Auch hier ist die Idee schon da (gewesen) und durch die sinnliche Gestalt wird der Rezipient an sie erinnert. Beide – Idee und sinnliche Form – sind getrennt voneinander, vor bzw. außerhalb der Erscheinung denkbar; die Verknüpfung der Einbildungskraft erfolgt nachträglich. Das Charakteristische lässt sich außerdem beschreiben, mitteilen und begründen.² Gegenstände, in denen absichtlich eine Idee *nachahmend* eingehüllt ist und die den Betrachter an diese Idee erinnern, sollten nach Humboldt also nicht schön, sondern charakteristisch genannt werden, wobei es nicht um die objektive Charakterisierung des Gegenstandes geht, sondern um die subjektive Aktivität des Hüllens und Erinnerns, die den Gegenstand zu einem solchen für das Subjekt charakteristischen werden lässt.

Aber worin besteht nun die Differenz zwischen charakteristisch und schön, wenn nicht nur in der möglichen oder unmöglichen Mitteilbarkeit? Mit der Antwort auf diese Frage wird gleichzeitig ein Wink gegeben, wie nicht nur nachgeahmt wird, sondern Neues entsteht.

Es gibt noch eine andere Art der Verbindung von Sinnlichem und Unsinnlichem, und das Wesentliche daran ist, dass es nicht mehr möglich ist, beide voneinander zu scheiden; denn „der in der Sinnenwelt erscheinende Gegenstand hat die unsinnliche Form angenommen. Beide sind im genauesten Verstand Eins“ (WvH an K: 16). Bei dem, was Humboldt „schön“ genannt wissen will, hüllt sich nicht die Idee in ein sinnliches Bild, sondern sie „*verwandelt*“ sich in die den Sinnen erscheinende Gestalt:

Es ist also hier nicht *Ausdruck*, der absichtliches Streben etwas, das früher da ist, nachzubilden voraussetzt, es ist ein *Zusammentreffen* zweier von einander unabhängiger, einander nicht suchender sondern freiwillig begegnender Naturen. Es ist nicht Ausdruck von *Begriffen und Ideen*, es ist Ausdruck der *Formen* selbst, von welchen erst alle Begriffe und Ideen selbst ihr Daseyn erhalten (ebd.: 17, Hervorh. i.O.).

2 Das Charakteristische (ebenso wie später das Idealische) kann nicht in einer Darstellung adäquat abgebildet werden und wird somit eher plural als möglichst adäquat zu treffendes Eines gedacht, was hier nicht weiter verfolgt werden kann. Borsche arbeitet diese Dialektik von Allgemeinem und vielfältig Besonderem an Humboldts Anthropologie heraus, wo nicht ein, sondern mehrere „Charaktergemälde“ den Menschen zeichnen (vgl. Borsche 1981: 132-147). Humboldts Bezeichnung „Charaktergemälde“ stellt die Verbindung zur Ästhetik her, und der vergleichenden Anthropologie korrespondiert die vergleichende Sprachwissenschaft, womit auch die Figur der pluralen Besonderheit in allen drei Bereichen geborgen werden könnte. Vgl. zur pluralen Besonderheit Koller 1999.

Die Idee wird demnach nicht eingehüllt oder erinnert, sie wird erzeugt. Es wird nicht etwas ausgedrückt, sondern die sinnlichen Formen treffen mit unendlich möglichen Gedankenformen zusammen. Es steht also nicht fest, sondern in Frage, was dargestellt wird. Entscheidend wird, wie es dargestellt ist, in welcher Art bzw. Form diese noch nicht identifizierbare „unsinnliche Idee in die Sinnlichkeit verwebt ist“ (ebd.: 19). Wenn das Verhältnis der Formen keine Idee abbildet, so kann ein Betrachter sich auch nicht an eine Idee erinnern fühlen – er *erhält* sie. Erhalten meint jedoch nicht, dass die Idee im Betrachter hervorgebracht werde; damit wäre wieder das Schöne im Gegenstand und dessen Wirkung garantiert. Die sinnliche Form macht lediglich „rege“ und die „Regewerdung“ (ebd.: 8) veranlasst die Einbildungskraft zur Kreation, nicht zur Identifikation der Idee.³

Humboldt betont die Unverfügbarkeit, wie eine sinnliche Form die Einbildungskraft derart „rege“ macht, dass eine unsinnliche Idee „entstehe. Wie dieß zugehe? dieß eigentlich halte ich für das Unbegreifliche, das hinweg fallen würde, wenn die Schönheit sich als etwas ganz Objektives definieren ließe“ (ebd.: 11). Die unerklärliche Entstehung findet sich nicht nur auf Seiten des Betrachters. In Humboldts *Versuchen zur Ästhetik* wird angedeutet, dass ein Künstler selbst nicht weiß, wie das Schöne entstand. „Denn so unbegreiflich auch das Verfahren des Künstlers ist, so gewiss darin immer etwas – und gerade das Wesentliche – übrigbleibt, das der Dichter selbst nicht zu verstehen und der Kritiker nie auszusprechen vermag“ (GS II: 132). Dem Künstler selbst scheint die Herstellung seines Kunstwerks unverfügbar zu sein. Und der Betrachter als Kritiker hat das Problem, welches Mollenhauer immer wieder betonte, dass die ästhetische Erfahrung nicht umstandslos in Worte zu fassen ist.

Das Verfahren der Künstler sei es, so Humboldt, „etwas Wirkliches in ein Bild zu *verwandeln* [...] durch lebendige Mittheilung [...], dass er gleichsam einen elektrischen Funken aus seiner Phantasie in die Phantasie anderer überströmen lässt, und dies zwar nicht unmittelbar, sondern so, dass er ihn einem Objekt ausser sich einhaucht“ (GS II: 132, Hervorh. G.W.). Wie Humboldt später Sprache nicht denken kann, ohne dass zu jemandem gesprochen wird, so denkt er das Kunstwerk weder ohne den Geist des Künstlers noch den des Betrachters. Der Künstler versucht über den Gegenstand die Einbildungskraft des Betrachters „zu entzünden“, d.h. im wahrsten Sinne des Wortes zu „begeistern“. „Er muss in unserer Seele jede Erinnerung an die Wirklichkeit vertilgen“, bis die Seele „von der Phantasie *begeistert*, sich über die Wirklichkeit erhebt“ (GS II: 126, Hervorh. G.W.). Von der Wirklichkeit ausgehend, hebt

3 Es soll hier in der Darstellung auf den Vergleich, die Nähe und die Distanz zu Kants Begriff der Einbildungskraft in der Kritik der Urteilskraft nicht eingegangen werden (vgl. dazu Borsche 1981: 170-178). Vgl. zur Einbildungskraft bei Humboldt Schäfer (1996: 78-90).

der Künstler den Gegenstand in das „Gebiet des Möglichen“, in das „Reich der Phantasie“, d.h. er macht ihn der Realität entgegengesetzt – „idealisch“ (GS II: 128). Zwar muss an die Wirklichkeit angeknüpft werden, aber diese derart umgestaltet bzw. verwandelt werden, dass eine neue Bestimmung möglich wird. Das bedeutet, Bestimmbarkeit wird durch das In-der-Schwebelhalten von möglichen Bestimmungen ermöglicht. Damit das mannigfach idealisch Mögliche zu einer Wirklichkeit wird, muss es in eine äußere Form gebracht werden und erst die im Betrachter wieder ‚rege gemachte‘ Vorstellung zeigt, ob das Kunstwerk „lebendiges Gepräge“ (GS II: 115) hat. Wie in der Schrift das Wort nur lebt, wenn es von jemandem gelesen wird, so wird im Kunstwerk nur durch die Begeisterung des Betrachters das in ihm Artikulierte lebendig. Im Betrachter (auch im Künstler selbst als Betrachter) also erfolgt das, was das Kunstwerk zu einem solchen macht, dass in ihm etwas zum Ausdruck kommt, was vorher nicht da war und sich erst im Nachhinein, wenn überhaupt, auf den Begriff bringen lässt.

Der unerklärliche Sprung in der Schöpfung wie Betrachtung des Kunstwerks besteht darin, wie aus einer amorphen Vielfalt des ‚Idealischen‘ eine Gestalt wird.⁴ Dieses schöpferische Vermögen der Einbildungskraft bleibt nicht auf die Kunst bezogen, sondern betrifft alles Gestalt-Geben wie Gestalt-Sehen. So sieht man dasselbe wie vorher, nur man sieht plötzlich etwas – Blickwechsel – oder man sieht eben anders. Um etwas zu sehen, ist ein geschulter Blick notwendig; um anders zu sehen, muss der geschulte Blick unterdrückt werden. Das Kunstwerk ist vorerst unendlich auslegbar, amorph und die Empfindung seiner Wirkung nicht mitteilbar. Den bedeutungslosen sinnlichen Eindrücken muss insofern ein Widerstand entgegentreten, um ihr Kommen und Gehen aufzuhalten, das Diffuse zu einer Gestalt zu formen und diesem einen Sinn, eine Bedeutung, eine Idee zu geben. Eine mögliche Auslegung bringt es auf den Begriff und macht es mitteilbar und verständlich, macht das vielfach ‚Idealische‘ zu einer bestimmten Wirklichkeit.⁵ Schon eine Benennung dessen, was da anschaulich wird, ist der Beginn einer Analyse und Kritik, die einer der vielen in der Gestalt verborgenen Ideen diskursiven Ausdruck verleiht. Das idealisch Mögliche wird zur Wirklichkeit, lässt sich fassen in einem Begriff, dem neue Anschauungen untergeordnet werden können. Insofern ist jede begriffliche Wirklichkeit ein „Derivat der Kunst“ (Borsche 1981: 196) sowohl als inhaltliche Idee als auch in ihren formgebenden Begriffen. Diese Begriffe als rein ausgedrückte Form „sind als lexikalische Elemente zu kaum noch ablegbaren Instrumenten unserer Anschauung ge-

4 „Die begrifflos gegebene Mannigfaltigkeit der sinnlichen Eindrücke gewinnt überhaupt erst Bedeutung, indem etwas in ihr als Erscheinung von unsinnlichen Ideen angeschaut wird“ (Borsche 1981: 177).

5 „In der Wirklichkeit schliesst immer eine Bestimmung jede andere aus; [...] vor der Phantasie hingegen fällt diese Beschränkung“ (GS VII: 126).

worden. Was einmal die Leistung eines Kunstgenies gewesen sein muß – unerhört und doch verständlich –, hat sich längst als selbstverständliche Befangenheit unseres Sehens im Grunde des Bewusstseins abgesetzt. Nur die Künstler stehen immer wieder als Entdecker an neuen, ungeahnten Grenzen“ (ebd.).

Die Kritik bringt es auf den Begriff, macht das Dargestellte greifbar, formuliert die Idee – beschreibt sie mit bekannten diskursiven sprachlichen Formen. Und die Techniker suchen nach den Regeln der Herstellung, womit sie die Art und Weise des Produktionsverfahrens nachahmen. Damit wird die Idee von der Form getrennt; sie ist in anderen Medien und Formen darstellbar und die Art und Weise der Darstellung (Technik) kann dafür verwendet werden, andere Ideen darzustellen – man könnte sagen: Eine neue Sprache ist gefunden. Das vieldeutig unbestimmbare Kunstwerk wird durch diese eine sprachliche Fassung zu dem geformt, was es dann ist. Die unerklärliche und nicht handhabbare Entstehung des Neuen (auch für den Künstler selbst) wird im Nachhinein erklärt und handhabbar. Wie es entsteht, ist unbegreiflich, aber vom Entstandenen aus muss es notwendig einen Weg zurück geben, sonst wäre keine Kunsttheorie, keine Kritik (vgl. WvH an K: 14) und auch keine ästhetische Alphabetisierung möglich.

In einer Entzauberung des Kunstwerks verliert dieses seinen vielfältig interpretierbaren Ausdruck. Ursprünglich, im wahrsten Sinne des Wortes, ist die Idee von der Form im Moment der Erzeugung nicht zu trennen. Aber einmal zur Erscheinung gebracht wird das Neue in Vertrautes integriert: erst zu Verständlichem und dann zu Selbstverständlichem – es macht Schule. Ähnlich beschreibt es Humboldt in Bezug auf die Sprache:

Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut angeht, und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte auf keine Weise geschieden denken. [...] Wie aber der Gedanke, als Wort, die Außenwelt berührt, wie durch die Überlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbstthätig erzeugen muss, die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche uns berechtigt und verpflichtet, die Spracherzeugung, von diesen zwei verschiedenen Seiten zu betrachten. [...] Der Sprachsinne hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vernachlässigt (GS VII: 83f.).

Im Wort wie im Kunstwerk kann in der Entstehung die Form nicht vom Inhalt getrennt werden; ja, der Inhalt entsteht erst mit der erscheinenden Form. Sind sie jedoch in Erscheinung getreten und haben eine bestimmte Wirkung erzielt, *machen sie Schule*. Sie gewinnen in ihrer bestimmten Form an Macht über die Wirkung.

Sprachliche Geflechte – wie anders sprechen als man spricht?

Einmal in eine Form gebracht macht der Gedanke Schule, nicht nur der Gedanke als Idee, sondern vor allem seine Form der Darstellung, d.h. das Verfahren der bestimmten Gestaltung, Gliederung oder geordneten Formung. In Bezug auf die Sprache wird von Humboldt dafür der Begriff „Artikulation“ verwendet.⁶ Im Folgenden soll mit Augenmerk auf diesen Begriff noch einmal der Figur – von der unerklärlichen Entstehung, über Ermöglichung und gleichzeitiger Verhinderung bis zur mehr oder weniger möglichen neuerlichen Umgestaltung im Denken und Sprechen – nachgegangen werden.

Eine rein erzeugende und schöpferische Artikulation, wie sie im Kunstwerk andeutungsweise zum Vorschein kam, ist in der Sprache ein größeres, aber nicht auszuschließendes Mysterium (vgl. Gutterer 1989: 116). „Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung nicht“ (GS VII: 39). Wir können nicht die Erfahrung einer Sprachschöpfung machen, weil wir uns immer schon in ihr (be-)finden. Humboldt benennt diesen Umstand mit „geschichtliche Mitte“ (GS VII: 47) – wobei man keinen Ort vor oder nach der Sprache erreicht, also außerhalb von ihr weder sich noch anderes (Welt) erfassen und denken kann. Nur ausgehend von der konkreten Erfahrung von Sprache kann sie in ihrer Entstehung zum Gegenstand der Betrachtung werden. Aber auch in der individuellen, immer wieder neuen sprachlichen Artikulation „ist die Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas [...] Unerforschliches“, „man tritt darum dem Geheimnis nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Wort verbindet“ (GS VII: 171). Die unerforschliche Verknüpfungsleistung der Einbildungskraft bildet die Analogie von Kunstwerk und Sprache als Artikulation.

Sprachliche Artikulation wird als Verobjektivierung der Verknüpfung von Sinneseindrücken und geistiger Tätigkeit gedacht, die insofern notwendig ist, da über die erneute Wahrnehmung dessen, was sich da veräußert hat, dies erst auf den Begriff gebracht werden kann. Gedacht wird nur mit Hilfe der Sprache. Eine Vorstellung muss sich vergegenständlichen, damit sie erkannt werden kann; sie muss sich vom Schöpfer lösen und sich ihm gegenüber als Objekt der Betrachtung darbieten.

Die Thätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjektiven Kraft gegenüber, zum Objekt und kehrt, als solches auf neue wahrgenommen, in jene zurück (GS VII: 55).

6 Die Ausführungen zu Humboldts Sprachphilosophie verdanken sich u.a. der Lektüre von Jürgen Trabants vielen und sehr anregenden Aufsätzen (Trabant 1990 u. 1998).

Eine gewisse Unverfügbarkeit kommt schon hier zum Ausdruck; denn das Losreißen der Vorstellung wird nicht als willkürlich vom Subjekt steuerbar beschrieben. Wie schon beim künstlerischen Schaffen ist das Eigentümliche der Sprachen, dass sie „weit mehr selbstthätig aus ihr [der Natur des Menschen, G.W.] hervorbrechen, als willkürlich von ihr erzeugt werden“ (GS VII: 38). Der intellektuellen Tätigkeit muss quasi ein Widerstand entgegentreten, an dem sie ihren Fluss unterbricht und nicht nur unendlich formt, sondern die Gestalt in einem Medium (ver-)äußert. Ohne die Verbindung mit dem Laut würde die intellektuelle Tätigkeit „gewissermaßen spurlos vorübergehend“ (GS VII: 53) sein. Wie vom ‚Idealischen‘ wieder ein verwandeltes Wirkliches in Erscheinung treten muss, muss sich die geistige Formung in einer fixen Gestalt ausdrücken.

Auch in der Sprache findet sich die Unterscheidung von idealisch, genial-schön und charakteristisch-nachahmend: „Überhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärlichsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst“. Und es besteht in den Werken der Sprache wie der Kunst eine Differenz darin, „ob diese Verbindung [...] dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt oder ob die abgesonderte Idee mühevoll [...] gleichsam abgeschrieben ist“ (GS VII: 95f.). Nicht der Nachahmer, sondern derjenige, der zwar von Vorhandenem ausgeht, aber dieses verwandelt, sei das kreative Genie. Humboldt hatte in seinen *Ästhetischen Versuchen* ja ein sprachliches Kunstwerk (Goethes *Herrmann und Dorothea*) vor Augen und seine Beschreibung des genialen künstlerischen Schaffens lautete: *Verwandeln*. Gleichsam muss in der Sprache, wenn man anders sprechen will als man spricht, das Vorhandene unterdrückt oder unterlaufen werden, um neues Gestalten zu ermöglichen. „Da jede [Sprache] schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die [...] den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Tätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern *umgestaltend*“ (GS VII: 47, Hervorh. G.W.). In der Umgestaltung liegt das „Prinzip der Freiheit“ als die „*Gewalt* des Menschen über die Sprache“ (GS V: 397, Hervorh. G.W.). Das heißt nicht, dass er ihr willkürlich eine neue Gestalt geben kann. Im Umgestalten kommt die doppelte Abhängigkeit zum Ausdruck: Zum einen von dem schon vor uns Artikulierten und zum anderen vom eigenen gegenwärtigen Artikulieren. „Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herauspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein“ (GS VII: 60). Mit dem In-Erscheinung-Treten gewinnt die Sprache an Selbstständigkeit, was sie nicht nur zum Organ der Gedanken, sondern zu einem Organismus macht (vgl. GS IV: 8). Es bildet sich im Sprechen einer Sprache ein mehr oder weniger fixiertes Laut- und Wortsystem, das förderlich wie hinderlich sein kann. Eine Lautform, „welche, einmal an gewisse Bildungen gewöhnt,

den Geist leitet, [zieht] auch neue Gattungen der Bildung fordernde Begriffe in diesen ihren Bildungsgang“ (GS VII: 88). Die Bindung in der eigenen Sprache entsteht im individuellen Sprechen und über die Sprachgemeinschaft. „Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation, und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes, er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andren durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt, und angeregt“ (GS VII: 27). Durch die Ermöglichung des Sprechens wird der Sprecher an die Sprache gebunden, aber auch seine Sprachkraft erhöht, diese Bindung zu lösen. Der bindenden *Macht* der Sprache, dem Fremden in ihr, stehe die *Gewalt* der menschlichen Geisteskraft gegenüber, die aufgrund und an der Bindung erkräftigt werde.⁷ Mit individueller Kraft „verschmäh der Geist vielmehr den ewig einförmigen Weg, springt ab, und bildet Inconsequenzen und Anomalien. Er folgt anderen Zwecken oder Anreizungen, als den bloßen Bemühen verständlich zu werden, und er kommt auf Mittel der Bezeichnung, die nicht solche Regelmäßigkeiten mit sich führen“ (GS V: 19).

In Anlehnung an Foucaults Frage im Kontext von Macht und Regierungsformen, wie man nicht dermaßen und nicht derartig regiert werden könne (Foucault 1992: 11f.), ließe sich hier fragen, wie man nicht derartig, d.h. in dieser Art und Weise sprechen kann, wie man spricht. Wie anders sprechen als man spricht? Wie Foucault meint, dass es nicht darum gehen kann, gänzlich frei von Machtverhältnissen zu werden, so meint Humboldt, dass es nicht darum gehen kann, außerhalb der Sprache sich empfindend oder denkend die Wirklichkeit zu erschließen. Um aber dennoch nicht dermaßen von der Macht der Sprache regiert zu werden, bzw. nicht derartig in dieser Form und jenem Stil zu sprechen und zu denken, ist Verwandeln und Umgestalten gefragt. Die verwandelnde Einwirkung auf die Sprache in jedem Sprechen bleibt dennoch „in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden“ (GS V: 388). Der erste Schritt, den begrenzenden Kreis seiner Sprache umzugestalten, ist, ihn überhaupt erst über die Irritation und Konfrontation mit einem anderen zu bemerken. Es sei aus einem Kreis der Sprachgemeinschaft „nur insofern hinauszugehen möglich [...], als man zugleich in den Kreis einer anderen hinübertritt“ (GS VII: 60). Es geht vorerst darum, seinen Kreis als solchen wahrzunehmen ohne die Illusion, Kreise überhaupt verlassen zu können. Man kann also nicht anders aus dem ‚Gesponnenen‘ der eigenen Sprache heraus als in eine andere hinein. Ein anderer Sprachkreis mit differenter Weltansicht muss nicht die Sprache einer anderen Nation, sondern kann die des Anderen oder auch der Kunst sein. Will man diesen anderen Kreis so gerecht werden, dass andere Sichtweisen einen selbst erfassen, dann sollte man es tunlichst unter-

7 Vgl. zur Differenz von Macht der Sprache über den Menschen und Gewalt des Menschen über die Sprache Borsche 1981: 219 u. 269; Gutterer 1989 und mit Bezug auf Foucault Behler 1989.

lassen, ihm seine Weltsicht aufzudrücken.⁸ Hier kann von der Kunst insofern gelernt werden, als es in ihr nicht vornehmlich darum geht zu verstehen, was der Künstler sagen wollte, sondern über ästhetisches Vernehmen die Artikulation wirken zu lassen.

Das Fremde in einer anderen Sprache, auch in dem Ausgedrückten des Anderen oder der Kunst, macht bewusst, dass die eigene Art des Sprechens anderen fremd sein kann, dass sie nur eine Art von vielen ist.⁹ Diese eigene Art wird nie direkt erfahrbar, sondern nur indirekt, wenn wir vom Anderen Artikuliertes nicht verstehen oder dessen Reaktion auf unsere Artikulation sein Unverständnis offenbart. In dem Unverständnis zeigt sich Verstehen anderer möglicher Kreise, indem diese nicht auf eigene Begriffe gebracht werden, sondern vorerst ästhetisch vernommen werden. Die Sprachenvielfalt vorausgesetzt ist das Hinübertreten in eine andere Sprache, ohne diese andere Art der Weltansicht auf die eigene zu reduzieren, d.h. als ästhetische Erfahrung des Fremden, bildend. Dem Verstehen bleibt ein Widerstand entgegengesetzt. Das ästhetische Vernehmen des Fremden bzw. dessen Artikulation und nicht dessen, was artikuliert wird, macht die Einbildungskraft rege für neue Verknüpfungen.¹⁰

Zwar gewinnt die Artikulation gegenüber dem, was ausgedrückt wird, an Bedeutung, wird aber nicht zum bloßen (ästhetischen) Schein, sondern muss „Wesenheit in einem Hörenden und Erwidernden gewinnen“ (GS V: 381). Der veräußerten Gestaltung, der Artikulation wird – wie beim Kunstwerk – erst über die Wirkung im Rezipienten Sinn gegeben. Man spricht immer mit und zu einem Anderen, selbst wenn man mit und zu sich selbst als Anderem spricht. Sprache richtet „sich immer an einen Andren“ (GS VI: 346). Wenn die Artikulation Halt und Dauer bekommt, d.h. an Macht gewinnt, dann geschieht dies nur über die Resonanz im Hörenden. Der artikuliert Ton muss, anders gesagt, auf einen Widerstand treffen; ungehört ginge er spurlos vorüber, wie die geistige Tätigkeit ohne Ausdruck spurlos vorüber ginge.

8 Die Vielfalt der nationalen Sprachen ermöglicht ein Verlassen der eigenen Weltansicht, birgt aber die Gefahr, dass man nur findet, was man hineinlegt. Das heißt, seine in der Muttersprache erworbene Weltsicht wird mit in die zu erlernende Fremdsprache hinein genommen (vgl. Koller 2003).

9 „Der Zugang zur Wirklichkeit besteht also darin, „das Fremde in anderen Sprachen“, d.h. letzten Endes: im anderen Sprechen zu „erfassen und in sich übertragen zu können“ (VII 602), um sich bewusst zu werden, dass auch die eigene Art, sich ein Bild von der Wirklichkeit zu machen, eben auch nur eine Art ist, die anderen ebenso fremd ist wie deren Art einem selbst“ (Simon 1989: 265).

10 Das Verstehen des Anderen gelingt gerade dann, wenn man ihn nicht versteht, d.h. anders sein lässt (vgl. Borsche 1981: 76). „[N]achdem wir einander nicht unter der Voraussetzung gleicher Ideen verstehen, sondern zufolge eines ästhetischen Vermögens, fremde Formen zu verstehen, wie es uns aus der Kunst geläufig ist“ (Simon 1989: 270).

Insofern ist jedes Sprechen eine Erzeugung des Gedankens, weil mit der Sprache nicht einfach das Ausgedrückte transportiert wird, sondern der Andere, Hörende gestimmt wird, es in sich selbst zu erzeugen. Der Sprecher regt den Hörer an, den gleichen Denkkakt zu vollziehen, nicht durch die Übergabe von Stoff, sondern durch das Versetzen in eine bestimmte Stimmung (vgl. GS VII: 56). Verstehen des Anderen wird nicht im Sinne von Codieren und Decodieren gedacht, sondern als Resonanz (vgl. Koller 2003). Menschen verstehen einander dadurch, dass sie „dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen“ (GS VII: 170). Der Sprecher muss wie der Künstler den idealischen Gegenstand in der sinnlichen Form der Laute artikulieren, damit im Hörer diese Form die gleiche Stimmung auslöst.

Was folgt daraus für das Problem, wie kann ich anders sprechen als ich spreche und anders denken als ich denke? Es wäre zu einfach zu sagen: Ich denke und spreche immer schon anders, zumindest anders als der Andere. „Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andere [denkt]“ (GS VII: 64f.). Das Problem liegt nicht nur darin, dass ich anders spreche und denke als der Andere, sondern auch darin, dass ich über des Anderen Sprache mir meines Sprechens bewusst werde. Ob und wie ich es ändern, verwandeln und umgestalten kann, folgt erst darauf. Am Beispiel einer wissenschaftlichen Sprachgemeinschaft, soll die Zufälligkeit der Änderung verdeutlicht werden. Sprachgemeinschaften entwickeln sich in ihrer kleinsten Form zwischen Ich und Du, in einer Nation oder der Menschheit überhaupt. Also kann eine wissenschaftliche Fachsprache genauso betrachtet werden wie jede nationale Sprache. Wissenschaftliche Fachsprache ist die Artikulation eines „auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens“ (GS VII: 171).

Wissenschaftliche Tatsachen – wie anders sehen als man sieht?

Einen auf wissenschaftliche Weise sprachbildenden Menschenhaufen nennt Ludwik Fleck „Denkkollektiv“. In seiner wissenschaftstheoretischen Abhandlung „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ von 1935 geht es zwar im Unterschied zu Humboldt mehr um den Gegenstand, eben die wissenschaftliche Tatsache und deren Entstehung, aber über den Begriff „Denkstil“ kommt die Formung und Artikulation dieser Tatsache in den Blick. Vor dem Hintergrund von Humboldts Denken über Sprache, deren Entstehung, ihrer Ermöglichung und ihren Grenzen soll Flecks Beschreibung eines Denkstils als Fachsprache in einem Wissens- bzw. Denkgebiet erneut die Figur bergen.

Um in einem bestimmten wissenschaftlichen Gebiet mitreden zu können, um eine wissenschaftliche Tatsache als solche und z.B. in ihrer pädagogi-

schen Bedeutung wahrzunehmen, scheint der Erwerb von wissenschaftlich sprachlicher bzw. begrifflicher Kompetenz notwendig. Das Erlernen der spezifischen Fachsprache, in der die Wörter ihre spezifische Bedeutung in einem bestimmten Zusammenhang erlangen, könnte, wie oben im ästhetischen Bereich, metaphorisch als Alphabetisierung benannt werden und es ist zu fragen, inwiefern auch hier mit der Ermöglichung des Forschens eine gleichzeitige Verhinderung der Innovation auftritt.

Humboldt betonte, dass in der Erscheinung Sprache sich nur gesellschaftlich entwickelt: Fleck meint analog dazu, dass ein Denkstil und dessen Artikulation sich nur über „denksoziale Kräfte“ und in einem „Denkkollektiv“ entwickelt. Der Ausgangspunkt ist bei Fleck wie bei Humboldt: Die Erscheinung und Entstehung ist an die Gemeinschaft, an die Anderen gebunden, so wie auch ihre Veränderung nur über die Wirkung in dieser Forscher- oder Sprachgemeinschaft möglich sein wird. Dem in die (Fach-)Sprachgemeinschaft des Denkkollektivs aufgenommenen Forscher wird mit dem Denkstil das Erfassen der wissenschaftlichen Tatsache ermöglicht. Mit einer didaktischen oder historischen „Einführung“ (Fleck 1980: 72) in ein Denkgebiet werde der Intellekt für ein Gebiet „präpariert“, was erst dazu befähigt, die zu erforschende Tatsache wahrzunehmen. Denkstil bestimmt, was überhaupt und wie etwas als wissenschaftliche Tatsache wahrgenommen wird. „Die Abhängigkeit der wissenschaftlichen Tatsache vom Denkstil ist evident“ (Fleck 1980: 85).

Die Sprache und ihre Begriffe in einem wissenschaftlichen Gebiet werden mit dessen Differenzierung zusammenhängender.

Sie werden zum logisch unentwirrbaren *Geflecht*, zu einem organischen, aus gemeinsamer Entwicklung hervorgehenden Gebilde, dessen Teile in gegenseitiger Wechselwirkung stehen. Am Ende des Entwicklungsgangs versteht man den Anfang nicht mehr, er ist nicht einmal richtig in Worten auszudrücken, – oder er wird anders verstanden und ausgedrückt als früher (Fleck 1980: 73, Hervorh. G.W.).

Auch Humboldt sprach von der Sprache als einem Geflecht oder „Gewebe“, „in dem jeder Teil mit dem anderen und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbaren Zusammenhänge stehen“ (GS VII: 70). Auch bei Humboldt ist Sprache nicht nur Organ des Gedankens, sondern etwas Organisches, womit ihre Eigenständigkeit betont werden soll. Diese Verselbstständigung kann so weit gehen, dass nicht mehr nachvollzogen werden kann, wie es zur Entstehung kam. Der artikulierte Ausdruck wird zwar vom Menschen als Sprecher, Künstler oder Forscher hervorgebracht, ist aber dennoch in der Entstehung nicht gänzlich erklärbar. Fragt man dennoch nach der Innovation, dann taucht dabei das Phänomen der unerklärlichen Denkstilentste-

lung bzw. -umwandlung und deren nachträglichen Rekonstruktion auf, analog Humboldts Spracherzeugung, die in der Erfahrung nicht greifbar schien.

Flecks bis ins Detail ausgeführtes Beispiel der Forschung liegt im Bereich der Medizin. Er zeigt an der Entwicklung des Syphilis-Begriffs, wie eine medizinische Tatsache geschichts-, sozial- und kulturabhängig entsteht, sich wandelt und neu erfunden wird. Das Spektakuläre daran ist der Bruch, d.h. die eigentliche Entdeckung des Neuen. Dieser Bruch in der Entwicklung des Syphilis-Begriffs, d.h. die Loslösung vom Vorgefundenen bzw. Vorgegebenen und die Lösung der Aufgabe entsteht kurioserweise daraus, dass die Forscher von falschen Voraussetzungen ausgingen, unreproduzierbare Vorversuche unternahmen und am Ende etwas fanden, was keiner gesucht hatte. Fleck vergleicht es mit „Kolumbus: sie suchten Indien und waren überzeugt, sich auf dem Weg dorthin zu befinden – sie fanden Amerika. Noch mehr: ihre Fahrt war nicht konsequentes Segeln in beabsichtigter Richtung, sondern eine Irrfahrt mit beständigem Richtungswechsel; und was sie erlangten, war nicht ihr Ziel“ (Fleck 1980: 91). Es sei ein Irrtum anzunehmen, das erkennende Subjekt forscht einem Eroberer gleich, der etwas (wissen) will, es beobachtet, ein Experiment plant, durchführt und es dann hat/weiß. Das, was hier Experiment genannt wird, ist keine planmäßige Versuchsanleitung, sondern eine Irrfahrt. Und weil es eine Irrfahrt war, kann keiner nachfolgend denselben Weg nehmen. Vom Ergebnis aus wird rekonstruiert, wie die Verbindung zum Ausgangspunkt zustande kam. Ob es tatsächlich diese und nur diese Verbindung war, vermag keiner mehr zu sagen. Die scheinbare Handhabe des Forschungsverlaufs entpuppt sich als unverfügbarer Prozess, der nicht nur in seinem Verlauf und Resultat nicht steuerbar, sondern auch im Nachhinein als Prozess nicht mehr deckungsgleich nachzuvollziehen ist. Soll ein Forscher den Verlauf der Entdeckung im Nachhinein beschreiben, ist er darauf angewiesen, das Nicht-Wahrnehmbare zu erfinden, d.h. den Verlauf anhand des Ergebnisses zu rekonstruieren. „Die Zick-zacklinie der Entwicklung, deren alle Etappen er sicherlich lebhaft mitgeföhlt hatte, verwandelt sich in einen geraden Weg. [...] [Der Forscher] sammelte inzwischen Erfahrung und verlor parallel dazu das Verständnis für die eigenen Irrtümer“ (Fleck 1980: 101). Die Beschreibung der Forscher selbst, wie sie zu einer Entdeckung gelangt seien, entspricht nicht dem tatsächlich durchlaufenen Prozess. Sie passen ihre erneute Vorgehensweise dem Resultat entsprechend an. Kolumbus sieht auf die nun neu gestaltete Karte und kann von Amerika aus den Weg zurück direkt ansteuern. Der Forscher rekonstruiert vom Ergebnis aus: So müssen wir verfahren sein, um dieses Ergebnis erlangt zu haben. „Das Erkennen verändert den Erkennenden, ihn an das Erkannte harmonisch anpassend“ (ebd.: 114).¹¹ Der spannende Punkt der Denkstilentstehung und -änderungen vollzieht sich also

11 Vgl. dazu Ahrens (2005: 51) und Hagner (2008).

unbemerkt. Es sind auch keine Reformen im klassischen Sinne, sondern „Mutationen des Denkstils“ (Fleck 1980: 38). Der Entdecker wird – wie der Künstler – zum Betrachter und Kritiker und entwickelt einen Denkstil, der zukünftige Tatsachen eben so sehen lässt.

Denkstil umfasst die Voraussetzungen, von denen aus die Forschergemeinschaft ihre Tatsachen erfasst, interpretiert und auswertet. Ohne diese Voraussetzungen gäbe es keine Tatsachen. Den unmöglich klar fassbaren Zustand der Wahrnehmung vor der Denkstilentwicklung, vergleichbar mit Humboldts unfassbaren Strom der Sinnesdaten und geistigen Tätigkeit vor der Artikulation, beschreibt Fleck als „das unklare anfängliche Schauen“ (Fleck 1980: 121). Diesem stillosen, chaotischen, verworrenen Schauen fehlt „das Tatsächliche, Fixe: man kann so oder so sehen, fast willkürlich. Es fehlt der Halt, der Zwang, der *Widerstand*, der feste Boden der Tatsachen“ (ebd., Hervorh. G.W.). Dies ist dem Kunstwerk ähnlich – man kann es so oder so sehen. Ein Widerstand erst lässt das Schauen zu Sehen werden, ein Widerstand, der das Wahrgenommene zu einer Gestalt formt, zu einem Etwas. Aus der ersten „stilverworrene[n] Beobachtung“ folgt die Anpassung der Beobachtung an den Gegenstand und es kommt in einer Skala von Übergängen zum „Gestaltsehen“ (ebd.: 124). Dieser Vorgang vom chaotischen Schauen zum Gestaltsehen kann wiederum nachahmend oder schöpferisch verstanden werden. Sieht man die Gestalt in dem Sinne, dass die Tatsache an eine Idee erinnert, dann erweitert, ergänzt oder entwickelt man nachahmend den vom Denkkollektiv geprägten Denkstil. Die spannende Frage ist, wie man eine neue Gestalt sieht. Um im Bild von der Irrfahrt zu bleiben, muss man auch dabei im Denkstil verharren, also Indien ansteuern, d.h. überhaupt erst einmal auf See gehen und entdecken wollen. „Auf diese Weise ist die Entdeckung mit dem Irrtum unzertrennlich verflochten: um eine Beziehung zu erkennen, muss man manche andere Beziehung verkennen, verleugnen, übersehen“ (Fleck 1980: 44). Verkennen oder Übersehen entsprechen dem unverfügbaren Irrtum. Verleugnen hingegen ist ein aktiver Prozess, ein Unterdrücken von etwas Selbstverständlichem, in dessen Gleise man immer wieder gerät. Inwiefern das Verleugnen möglich ist, da man sich ja gar nicht auf dem falschen Wege wähnt, bleibt fraglich.

Verleugnen beschreibt auch eher den umgekehrten Prozess, mit welchem gerade im Fahrwasser geblieben wird. Gestaltsehen ist denkstilgebunden, da die Einweihung des Wissenschaftlers in das Wissensgebiet – seine wissenschaftliche Alphabetisierung – in ihm eine „Bereitschaft zum stilgemäßen Wahrnehmen“ (Fleck 1980: 165) eröffnet und ermöglicht. Das „entwickelte, reproduzierbare, stilgemäße Gestaltsehen“ (Fleck 1980: 124) ist vergleichbar mit dem analysierten und in Technik/Stil und Inhalt/Begriff geschiedenen Kunstwerk, was nun Schule macht. Schule machen ist in der Wissenschaft wie in der Kunst bekannt; die nachahmende Schülerschaft macht einen Denk-

stil erst zu einem solchen. Die Steigerung der Fähigkeit, denkstilgebunden Gestalten zu sehen, und so immer mehr doch völlig gleichartige Tatsachen anzusammeln und die Begriffe zu bestätigen, geht einher mit dem Verlust, Widersprechendes, Heterogenes wahrzunehmen. „Einerseits ermöglichte der so ausgebildete Denkstil viel Gestaltsehen und viele anwendbare Tatsachen, andererseits machte er anderes Gestaltsehen und andere Tatsachen unmöglich“ (Fleck 1980: 122).¹² Dies ist die bekannte paradoxe Figur: Das, was Sprechen, Denken, Forschen erst ermöglicht, schränkt es gleichzeitig ein. Wenn einmal ein Denkstil ein Denkkollektiv bestimmt, kann in diesem schwerlich unklar geschaut und darüber andere Gestalten wahrgenommen werden. So schlägt die Bewertung um; der die Forschung ermöglichende Denkstil kann zum Denkwang werden. Solch ein „Denkwang“ erscheint harmlos als geistige Bereitschaft, als ein „Bereitsein für solches und nicht anderes Sehen und Handeln“ (Fleck 1980: 85). Auf die Begrifflichkeit in einem Denkgebiet bezogen zeigt Fleck, wie ein Denkstil ihm nicht gemäße oder widersprechende Befunde integriert oder ignoriert, wie sich einen Denkstil prägende, in bestimmter Weise artikulierte Ideen „dank einer Art *Harmonie der Täuschungen* als beharrende, starre Gebilde erhalten“ (Fleck 1980: 41, Hervorh. G.W.).

In seiner radikal antiindividualistischen Auffassung geht Fleck so weit, dass es dem Einzelnen nicht gelingt, sich widerständig vom Denkwang zu lösen, sondern dass es eine kollektive Weiterentwicklung des Denkstils gibt, die – interessanterweise wie oben beschrieben – von den Forschern selbst unbemerkt von statten gehen kann. Über die individuellen Modifikationen der allgemeinen Grundlage verändert sich diese unter der Hand im Kollektiv. Das erfolgt vor allem über Irrtümer, Irrwege und Zufälle, deren Mitwirken in einer retrospektiven Darstellung des Forschungsweges eingeplant wird in ein Kontinuum.

Bildende Widerstände

In den *Ästhetischen Versuchen* beschreibt Humboldt die Tätigkeit des Künstlers mit den Worten aus dem Fragment über die *Theorie der Bildung*: Er unternimmt es, „sich und die Aussenwelt um ihn her auf das innigste miteinander zu verknüpfen“ (GS II: 142). Im Bildungsfragment sei es die Aufgabe des sich Bildenden, „soviel Welt, als möglich zu ergreifen, und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden“ (GS I: 283). Funktion der Sprache ist es dabei, „in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen, oder anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusam-

12 Humboldt sagte: „Der Sprachsin hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vernachlässigt“ (GS VII: 84).

men[zu]knüpf[en]“ (GS VII: 55). Die Verbindung von Ästhetik, Sprachphilosophie, Wissenschaftstheorie und der Bildungsthematik liegt in dieser verknüpfenden Funktion aller Artikulationen. Die Einbildungskraft braucht einen Gegenstand, an dem sie sich veräußern kann, so wie die sinnliche Empfänglichkeit verbunden mit der geistigen Tätigkeit einen Stoff (den Laut) braucht, in dem sie sich ausdrücken und fortdauern kann, „um sich nicht auf eine leere und unfruchtbare Weise ins Unendliche zu verlieren“ (GS I: 285). Das ‚Ideale‘ braucht eine Wirklichkeit, die Tätigkeit der Sinne und des Geistes einen artikulierten Ausdruck und das chaotische Schauen eine Gestalt- und Stilgebung.

So liegt Widerständigkeit vorerst auf Seiten des Denkstils, der Ermöglichung von Denken, Sprechen und Sehen und es bedarf ihrer, um vom Fluss der Wahrnehmung und geistigen Tätigkeit zur Artikulation oder vom unklaren, chaotischen Schauen zum Gestaltsehen zu gelangen. Was einmal formuliert bzw. artikuliert ist, schränkt den Spielraum anderer Artikulationen immer schon ein. Mit der „Harmonie der Täuschungen“ bilden sich Widerstände, die Bildung verhindern könnten. Dennoch sind es aber auch gerade diese Widerstände, die die Bildung als das Hinübergehen von einem in den anderen Kreis der Sprache ebenso wie die Denkstiländerung herausfordern.

Indem Artikulationen als Medien zwischen Ich und Welt vermitteln,¹³ erschließen sie Welt, was nicht nur den Effekt der vermittelnden Unmittelbarkeit mit sich bringt, sondern auch das Gefühl der Unzulänglichkeit der Sprache und der Verhinderung von anderer Welterschließung.

Der Mensch denkt, fühlt und lebt allein in der Sprache, und muss erst durch sie gebildet werden [...]. Aber er empfindet und weiss, dass sie ihm nur Mittel ist, dass es ein unsichtbares Gebiet ausser ihr gibt, in dem er nur durch sie einheimisch zu werden trachtet. Die alltäglichste Empfindung und das tiefssinnigste Denken klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache, und sehen jenes Gebiet als ein fernes Land an, zu dem nur sie, und sie nie ganz führt (GS IV: 432).

Der positiv zu bewertende Schluss aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit ist eine Sehnsucht, die bleibt und die Suche nach anderen Artikulationen, die jede Sprache – ästhetische wie wissenschaftliche – dynamisieren und damit mehr oder weniger mögliche Differenzierungen und Veränderungen herausfordern. So muss die Sprachvielfalt nicht als zu überwindender Mangel oder als Strafe eines überheblichen Turmbaus gesehen werden, sondern kann als bildender Widerstand dazu beitragen, dass man anders spricht als man spricht.

13 Vgl. zur Vermittlungsleistung der Sprache Benner (1995: 121ff.).

Literatur

- Ahrens, Sönke (2005): *Bildung, Naturwissenschaft und Technik: zur bildungstheoretischen Bedeutung der neueren Wissenschafts- und Technikforschung*, Münster: Waxmann.
- Behler, Constantin (1989): „Humboldts „radikale Reflexion über die Sprache“ im Lichte der Foucaultschen Diskursanalyse.“ In: *Dt. Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 63, Heft 1, S. 1-29.
- Benner, Dietrich (1995): *Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie*, Weinheim: Juventa.
- Borsche, Tilman (1981): *Sprachansichten. Der Begriff der menschlichen Rede in der Sprachphilosophie W.v. Humboldts*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gutterer, Dietrich (1989): „Konditionale Vernetzung und Spontaneität. Eine Erörterung des Sprachbegriffs W. v. Humboldts.“ In: Hans-Werner Scharf (Hg.), *W. v. Humboldts Sprachdenken: Symposium zum 150. Todestag*, Essen: Hobbing, S. 109-123.
- Hagner, Michael (2008): „Wahrnehmen ohne Medien. Zum Verhältnis von historischer Epistemologie und Sinnenphysiologie.“ In: Claus Pias (Hg.), *Kulturfreie Bilder*, Berlin: Kadmos, S. 96-114.
- Humboldt, Wilhelm v.: *Gesammelte Schriften*. Berlin 1903. Abgekürzt Bandangabe: [GS] „Über Religion“ [GS I].
- Humboldt, Wilhelm v.: „Ästhetische Versuche. Erster Teil. Über Goethes Hermann und Dorothea“ [GS II].
- Humboldt, Wilhelm v.: „Latinum und Hellas“ [GS III].
- Humboldt, Wilhelm v.: „Über das vergleichendes Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ [GS IV].
- Humboldt, Wilhelm v.: „Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus“ [GS V].
- Humboldt, Wilhelm v.: „Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ [GS VII].
- Humboldt, Wilhelm v. (1940): *Briefe an Christian Gottfried Körner*. Hrsg. von Albert Leitzmann. In: *Historische Studien* Heft 367, Berlin: Ebering [WvH an K].
- Koller, Hans-Christoph (1999): *Bildung und Widerstreit: zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-)Moderne*, München: Fink.
- Koller, Hans-Christoph (2003): „„Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen.“ Wilhelm von Humboldts Beitrag zur Hermeneutik und seine Bedeutung für eine Theorie interkultureller Bildung.“ In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 6, S. 515-531.

- Mollenhauer, Klaus (1990): „Ästhetische Bildung zwischen Kritik und Selbstgewissheit.“ In: Zeitschrift für Pädagogik 36, S. 481-494.
- Schäfer, Alfred (1996): Das Bildungsproblem nach der humanistischen Illusion, Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Scharf, Hans-Werner (1989, Hg.): W. v. Humboldts Sprachdenken: Symposium zum 150. Todestag, Essen: Hobbing.
- Schmitter, Peter (1982): „Kunst und Sprache. Über den Zusammenhang von Sprachphilosophie und Ästhetik bei W. v. Humboldt.“ In: Sprachwissenschaft 7, S. 40-57.
- Simon, Josef (1989): „Wilhelm von Humboldts Bedeutung für die Philosophie.“ In: Hans-Werner Scharf (Hg.), W. v. Humboldts Sprachdenken: Symposium zum 150. Todestag, Essen: Hobbing, S. 259-271.
- Trabant, Jürgen (1990): Traditionen Humboldts, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Trabant, Jürgen (1998): Artikulation: historische Anthropologie der Sprache, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

